

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 4.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1880.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

## Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

In einem der Empfangszimmer des älteren Hauses finden wir Fritz Lauter wieder. Er stand, vorläufig ganz allein — was ihm ein wenig unbehaglich war — in der Nähe der großen, grüngrau gestrichenen Flügelthür.

Der gemüthliche August hatte ihn ungemein wohlwollend empfangen: es wäre wirklich hübsch von ihm gewesen, daß er's Fräulein Wanda aus dem Wasser gezogen, und es wäre auch hübsch von ihm, daß er jetzt zum Besuche käme, — „wir“ hätten ihn schon vor ein paar Tagen erwartet. Nun solle er nur in den kleinen Empfangsalon spaziren, — es würde wohl bald jemand von den Herrschaften erscheinen. Der gnädige Herr — Herr Alster hatte, seit er „Ritter hoher Orden“ war, ausdrücklich von seiner Dienerschaft verlangt, daß sie ihn so anrede — „Konforie“ grade mit Herrn Doktor Zuri, und Fräulein Wanda führe im Park mit ihrer Gelskutsche spaziren. Das letztere dauere aber gewöhnlich nicht lange.

Mit diesen Bemerkungen hatte der biedere August unsern Fritz in das beregte kleine Empfangszimmer hineingeschoben und war dann, gemüthlich grunzend, verschwunden.

Fritz hatte Muße genug, sich in dem Zimmer umzuschauen. Es schien alles noch viel luxuriöser geworden zu sein in der Villa Alster, seit er als Knabe zum erstenmale diese Räume gesehen.

Die Tapete des Zimmers, in dem er sich befand, zeigte eine dunkelbraune Farbe, von der sich vielfältig verschlungene Goldarabesken abhoben. Möbel, überzogen mit rothem Sammet, standen, wie Fritz meinte, außerordentlich geschickt geordnet, rings umher, — dort ein mittelgroßes Sopha hinter einem ovalen, gleichfalls mit rother Sammetdecke behangenen Tische, den außer dem Sopha bequeme Fauteuils umgaben; an den Fenstern winzige Tischchen mit prächtigen Blumenväsen und üppige Blattpflanzen drin, daneben Sessel mit und ohne Lehnen; in der einen Ecke ein Damen-Schreibtisch mit zierlich geschnittenem Bücherregal darüber, in einer andern ein Eßtischchen mit einer riesigen, blumengefüllten Porzellanvase, der ganze Fußboden bedeckt mit einem weichen Teppiche, und am oberen Theile der großen Wandflächen goldumrahmte Delgemälde — das war so ungefähr die Ausstattung des kleinen älteren Empfangsalons.

Es mußte kolossal viel Geld zu solch einer Einrichtung gehören, dachte Fritz; am liebsten hätte er sich, praktisch und wißbegierig, wie er war, gleich ausgerechnet, wie viel Sopha und Fauteuils, Teppiche und Delgemälde allzusammen gekostet haben könnten, aber er mußte sich zu seinem Mißvergnügen gestehen,

daß er sich von dem Werthe solcher Dinge nur höchst unklare Begriffe zu machen vermöchte.

Dann zog es seine Blicke wie mit magischer Gewalt nach den Büchern über dem Damenbureau. Er wäre gern hinzugetreten und hätte geschaut, was für Werke es seien, die sich ihm in ihrem Neuhern als Meisterwerke der Buchbinderkunst präsentirten; aber das war gewiß unschicklich, — überdies lag ihm an den Büchertiteln, die er da hätte flüchtig ablesen können, doch nur wenig, und mit dem Inhalt auch nur eines einzigen konnte er sich in der kurzen Zeit, die er heute hier allein war, doch nicht vertraut machen. Freilich, wenn es gegönnt wäre, soviel gewiß treffliche Werke an dieser Stelle zu studiren! O, wie mußte es sich hier arbeiten, geistig arbeiten, lernen lassen! Wie froh und frei mußte sich derjenige fühlen, der in einer so vorzüglichen materiellen Situation, wie sie eine solch luxuriöse Umgebung andeutete, nach Herzenslust und Belieben seine Kenntnisse unaufhörlich vermehren, seinen Geist zu bilden vermochte! Ein ganzer Himmel von Wünschen that sich vor dem Geistesauge unsers Fritz auf. Und er war zu jung, um nicht aus dem fruchtbaren Boden seiner Wünsche sofort die Schlingpflanzen der Hoffnung üppig hervorzuwachsen zu sehen.

Seine rege Phantasie war schon im Begriff, sein Lebensschiff in ein ganzes Meer von Zukunftsglück hinauszusteuern, da rief auf einmal eine unangenehme, kreischende Stimme ein lautes und sehr deutliches „E-jel!“ dazwischen.

Es war Fritz, als ob ihm jemand unversehens einen Eimer eiskalten Wassers über den Kopf gegossen hätte! Wo in aller Welt steckte hier denn ein Mensch, der mit solchen Grobheiten um sich warf?

Ein Mensch — wach' thörichter Einfall! Fritz lachte unwillkürlich laut auf. Nein, es war kein Mensch, und er, Fritz, hatte keine Ursache zu einer Injurienklage! Dort, hinter der großen Blattpflanze am Fenster sah auf einem großen, glänzenden Messingreißer ein großer, grüner Papagei, der sich anfangs ver-muthlich hinter den gewaltigen Blättern der Pflanze ruhig und versteckt gehalten hatte, und es jetzt erst für nöthig hielt, seine Anwesenheit in seiner Manier bemerklich zu machen.

Fritz war mit Hülfe des schurrigen Vogels glücklich wieder auf dem kahlen Grunde der Wirklichkeit angekommen. Auf der Stelle fiel ihm ein, daß er eigentlich schon recht lange hier allein gelassen werde. Herr Alster mochte durch Geschäfte oder sonst etwas verhindert sein, mochte sich vielleicht auch aus Lauters Fritz

immer noch herzlich wenig machen. Aber Wanda! Sollte sie das Vergnügen des Herumfahrens mit einer Gekutschte höher schätzen als die Begegnung mit ihm, dem sie erst ganz vor kurzem zu neuer, herzinniger Freundschaft ihre kleine Hand geboten? Sollte sie ihn wirklich wie einen Narren, oder einen Bedienten vielleicht, stundenlang warten lassen können?

Wie einen Bedienten! Nun ja, — warum auch nicht? Möchte er, Fritz, in den Augen des reichen Mädchens, und der reichen, vornehmen Leute überhaupt, etwas Besseres oder auch nur etwas Anderes sein, als so eine Art Bedienter? Fritz selbst war seine Thätigkeit zwar immer viel nutzbringender und darum seine Stellung in der Welt denn auch viel bedeutender erschienen, als die eines Bedienten, dessen ganze Thätigkeit doch darin aufgeht, daß er seiner Herrschaft eine Anzahl privater Verrichtungen abnimmt, die dieser zu unbequem oder zu niedrig sind, um sich in Person ihnen zu unterziehen.

Aber über diesen Unterschied hatte sich Wanda gewiß noch niemals Gedanken gemacht. Vielleicht kam ihr sogar der August, den sie beständig um sich, dessen Arbeit sie stets vor Augen hatte und die sie gewiß als nützlich zu schätzen wußte, darum als ein nütlicherer, beachtenswertherer Mensch vor, wie so ein Buchdrucker-geselle, dessen Arbeit über lang oder kurz — wenigstens zu einem guten Theile — von der Maschine wird verrichtet werden können.

Was August wenigstens selbst anbetraf, so drückte sein Benehmen in aller seiner Gemüthlichkeit doch eine gewisse Ueberlegenheit aus; ja sicherlich — neulich war das dem Fritz gar nicht aufgefallen — sogar etwas wie Geringschätzung schien ihm aus dem Benehmen Augusts hervorzugehen. Und Geringschätzung war es auch von Herrn Alster und, was Fritz ernstlich wehethat, von Wanda, ihn im einsamen Zimmer so entsetzlich lange warten zu lassen.

Fritz begann sich eben gedemüthigt und beleidigt zu fühlen, als die Thür rasch geöffnet wurde und Wanda mit hochgerötheten Wangen vor ihm stand.

„Wirklich, da ist er ja, der arme Mensch! Fritz, lieber, guter Fritz, sei mir, seien Sie mir nur nicht böse, — ich kann wahrhaftig nichts dafür! Dieser abscheuliche, langweilige August! Wartet ganz ruhig, bis ich — die ich vor lauter Langerweile immer nichts Gescheites anzufangen weiß — mit meinem kleinen Gelschen, — Bopp heißt er, Fritz — Sie müssen Sich ihn dann ansehen, seinem Verstande nach ist er gar kein Esel — bis ich mit dem nach einem Duzend Kreuz- und Quersfahrten im Garten wieder im Hofe angekommen bin. Und dann sagt mir der unausstehliche Mensch ganz kaltblütig: Wenn Fräulein weiter nichts zu thun haben, möchten Fräulein sich einmal nach dem braunen Zimmer bemühen, da wird wohl der Buchdrucker Lauter sein, von dem sich Fräulein haben aus dem Wasser ziehen lassen. Aber dem habe ich meine Meinung gesagt, das können Sie glauben, Fritz, und nun setzen Sie Sich hierher“ — sie ließ sich selbst auf das Sopha nieder und wies Fritz auf das Fauteuil an ihrer Seite — „und erzählen Sie mir, ob Ihnen die böse Wasserpartie von neulich nicht übel bekommen ist!“

Ehe Fritz jedoch antworten konnte, ward von neuem die Thür aufgerissen, und zwar erschien diesmal die mitterliche Beschützerin Wanda's, die Frau Doktor Winter, auf der Schwelle. Auch ihr behäbiges Antlitz glühte in argem Schaufemmen gleich einer Pöonie; sie schnaufte beinahe, die gute Frau, wie eine kleine Dampfmaschine, und brachte nur mit Mühe und stoßweise heraus, was sie zu sagen sehr eilig hatte:

„Aber mein Kind — mein liebes Kind — ich bitte dich — wie kann man nur so entsetzlich — entsetzlich ungestüm die Treppen hinauffürzen! Wie kann ein junges Mädchen — hm, hm, — du hättest wirklich auf mich ein wenig warten sollen — meine Wanda!“

„Ja, wollten Sie denn hierher mitkommen, allerliebste Frau Doktor?“ fragte Wanda mit neckischem Erstaunen. „Sie sagten mir ja eben erst, der Doktor Wachtel wäre da, und da meinte ich, sie plauderten indessen mit diesem ihrem Liebling, während ich den Fritz begrüße.“

„Den Fritz? Mon dieu, mein Kind, du meinst doch wohl den Herrn Fritz Lauter?“

„Er ist mein Freund und Beschützer von meiner frühesten Kindheit her, und wenn wir nicht alte Freunde sind, liebste, herzige Frau Doktor, da gibt's überhaupt keine Freunde; und Freunde lassen doch das feise, langweilige Herr oder Fräulein weg im Verkehr miteinander und nennen sich einfach —“

Frau Doktor Winter hielt für gut, Wanda zu unterbrechen. „Ich sehe nicht ein, meine Liebe,“ sagte sie im belehrenden Ton, „was eine achtungsvolle Anrede einer vernünftigen Freundschaft für Eintrag thut. Nicht wahr, mein lieber, junger Mann?“ wandte sie sich jetzt an Fritz, der sich ehrerbietig erhob und dem Gespräch Wanda's mit der Frau Doktor in einiger Verlegenheit zugehört hatte. Die Dame überhob ihn übrigens glücklicherweise selbst der Antwort, denn sie fuhr, ohne innezuhalten, fort: „Es freut mich wirklich sehr, Sie zu sehen, und ich statue Ihnen im Namen des Herrn Alster den wärmsten Dank ab für die Geistesgegenwart, die Sie bewiesen haben, als untrer Wanda jener Unfall begegnet ist.“

„O, ich bitte, Frau Doktor,“ wagte Fritz einzuwerfen; „was ich that, war so selbstverständlich und unbedeutend —“

„Unbedeutend war es jedenfalls nicht!“ fiel Wanda ein. „Ich war zu Tode erschrocken, kein Mensch war sonst in der Nähe, ich wäre ganz gewiß ertrunken, wenn Fritz nicht gewesen wäre.“

„Entschuldigen Sie, mein gnädiges Fräulein, das wäre Ihnen auch beim besten Willen nicht möglich geworden!“ mischte sich da auf einmal noch eine andere Stimme in's Gespräch. In der geöffneten Thür stand ein junger, schwarzgelockter, mit gesuchter Eleganz gekleideter Herr, und über seine Schultern schaute durch eine goldne Brille das glattrasierte Vollmonds-gesicht eines älteren Herrn in's Gemach.

Alles erhob sich. Wanda hüpfte dem älteren Herrn entgegen, ohne sich um den jungen sonderlich zu kümmern.

„Da ist der Papa. Das ist schön von dir, Papa, daß du kommst, selber unserm Fritz für seine Ritterthat zu danken. Das da ist der Herr Referendarius und Doktor juris Wachtel, Fritz — der Sohn eines Freundes von Papa.“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor!“ suchte die Anstandsdame Frau Doktor Winter, die ihrer Meinung nach horribel unpassende Vorstellung Wanda's wieder gut zu machen. „Wir erlauben uns, Ihnen hier Herrn Fritz Lauter vorzustellen, jenen braven, jungen Mann, der unser Wanda neulich beigestanden hat und dessen Vater unser Herr Alster einst näher gekannt hat.“

Der Herr Referendar Doktor Wachtel nidte sehr gnädig zu Fritz hin. Herr Alster streckte ihm mit gleichfalls etwas herablassender Miene, aber doch viel freundlicher, die fleischige Rechte entgegen.

„Willkommen, mein guter Fritz Lauter! Wie geht es dir, mein Junge? Ha, groß und stark ist er geworden, — sieht beinahe aus wie ein Herr. War wirklich brav von dir, daß du meine kleine, leichtsinnige Wanda nicht hast allein im Wasser herumplätschern lassen. Hätte jedenfalls länger gedauert, bis sie allein wieder herausgekommen wäre.“

„Ganz bestimmt wäre ich ertrunken, Papa, elend umgekommen,“ bemerkte Wanda mit großem Nachdruck.

„Aber, ich bitte Sie, gnädiges Fräulein,“ lachte der Herr Doktor Wachtel, indem er sich ein goldnes Pincenez auf die etwas dick gerathene Nase klemmte, „Sie können ja schwimmen und außerdem ist der Schloßteich da, wo sie das Pech hatten, hinein-zufallen, trotzdem sich das Volk einzubilden beliebt, das Wässerchen sei unergründlich, kaum einen Meter tief, Sie hätten also wirklich die Absicht des Selbstmordes haben müssen, um da zu ertrinken.“

„Sie wissen das natürlich viel besser, als ich, Herr Referendarius,“ erwiderte Wanda schnippisch. „Sie hätten in ähnlichem Falle wohl ein armes Mädchen, das vom Schrecken beinahe gelähmt ist, ruhig im metertiefen Wasser liegen lassen, bis es hübsch allein wieder herausgeschwommen wäre, nicht wahr?“

„Aber Wanda, sei doch nicht unartig,“ fiel Herr Alster ein. „Na, Sie wissen ja, Herr Doktor, daß man so einem kleinen malitiosen Geschöpf nichts übelnehmen darf.“

„O, ganz gewiß,“ versicherte der Herr Doktor. „Fräulein Wanda wird übrigens so gerecht sein, sich zu sagen, daß ihr, wenn ich damals das Vergnügen gehabt hätte, in ihrer Gesellschenschaft zu sein, so ein Unfall garnicht hätte passieren können. Abgesehen davon, würde ich die sogenannte Rettung allerdings einfacher veranstaltet haben; meines Wissens hat man nicht nöthig, in so etwas wie eine Badewanne hineinzusteigen, wenn jemand da hineingefallen ist.“

Fritz hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Der Herr Referendar mit seinem selbstgenügsamen, prätentiosen Wesen wollte ihm durchaus nicht gefallen. Jetzt stichelte der Herr offenbar auf ihn. Ehe er sich's versah, purzelte ihm eine Antwort über die Lippen: „Ich kam leider zu spät, Herr Doktor, um Fräulein Wanda zu warnen, und ich wußte weder, ob die Dame, die vor

meinen Augen unter dem Wasser verschwunden war, schwimmen konnte, noch hatte ich Zeit, den Teich auf seine Tiefe zu untersuchen, ich sprang einfach so rasch als möglich nach, und glaube mir damit ebensowenig ein Verdienst erworben, als eine Dummheit begangen zu haben!"

Diese mit Ruhe und Entschiedenheit gesprochenen Worte des jungen Gastes übten eine lebhaft wirkende Wirkung aus.

Wanda klatschte lustig in die Hände: „So ist's recht, da haben es der Herr Doktor!“ Und sie nickte Fritz seelenbergnügt und vertraulich zu, wie eine Schwester dem Bruder.

Die andern Anwesenden schienen weniger erbaut. Frau Doktor Winter hielt sich ihre bisher unbenuzt gebliebene Perlmutterlorgnette vor die kleinen, hellgrauen Augen und musterte den ihr auf einmal recht vorlaut erscheinenden „jungen Handwerker“, wie sie ihn im stillen nannte, von oben bis unten. Herr Alster hustete, winkte dem sehr verächtlich dreinschauenden Herrn Doktor Wichtel und trat vom Tische hinweg an das eine Fenster, während er sagte:

„Lassen wir, lieber Herr Doktor, die Damen mit dem guten, jungen Manne noch ein wenig ungestört plaudern über das Ereigniß, welches so unerfahrenen und mit bedeutenderen Sachen nicht beschäftigten Leuten natürlich ungeheuer wichtig vorkommen muß. Reden wir indessen von unseren Geschäften.“

Der Referendar erhob sich von dem Fauteuil, auf dem er sich eben erst äußerst ungeniert niedergelassen hatte. Er war zwar zur Besprechung von Geschäften nicht hierher gekommen; er warf einen ärgerlich vorwurfsvollen Blick auf Wanda und ließ sein Auge mit hochmüthig nichtachtender Miene über Fritz schweifen. Dann schritt er nach einer kurzen Verbeugung gegen die Damen höchst würdevoll zum Fenster und warf sich Herrn Alster gegenüber in einen Lehnstuhl.

„Sie und Ihr Herr Vater meinen also allen Ernstes, bester Herr Doktor,“ begann Herr Alster sofort das Gespräch, „daß eine solche Fabrikanlage sich rentiren müßte?“

Der Herr Referendar mußte trotz seines Aergers lächeln; dann zuckte er beinahe spöttisch die Achseln: „Aber ich bitte Sie, verehrter Herr Alster, — wie sollte Sie nicht? Bedenken Sie nur gefälligst, woher werden wir für die Eisenbahn den gesammten Bahnbedarf beziehen?“

„Wird man es denn nicht höchst — wie soll ich sagen? — höchst sonderbar finden, wenn die Bahn größere oder gar alle ihre Materialbezüge aus den im Privatbesitz ihrer Verwaltungsräthe befindlichen Etablissements bezieht?“

Der Referendar zuckte schon wieder die Achsel und sah fast mitleidig unter seinem Pincenez hervor auf Herrn Alster. „Mag man doch finden, was man will, was geht das uns an?“

„Die öffentliche Meinung, die öffentliche Meinung, Herr Doktor! Bedenken Sie doch, bei allen meinen Geschäften darf auch nicht der Schatten eines Verdachts der Unreellität auf meinen guten Ruf fallen.“

Des Referendars Achseln zuckten diesmal nicht, aber er schaute scharf und dabei vergnügt lächelnd Herrn Alster an, der, ein Bild der augenfälligsten Harmlosigkeit, seine Blicke wie andächtig an der Zimmerdecke haften ließ.

„Selbstredend, selbstredend,“ sagte der junge Herr mit einem abscheulich mokanten Zug um die dünnen Lippen. „Wäre auch sehr störend, dieser Schatten. Aber gerade unsre Reellität wird uns befähigen, die Eisenbahnwaggonn und alles was wir sonst produziren, wesentlich billiger zu liefern, als unsere Konkurrenten.“

„Sodasß wir also der Gesellschaft einen offenbaren Dienst leisteten, wenn —“

„Wenn wir uns selbst, das heißt ihr, der Eisenbahngesellschaft, unsere Fabrikate abzulassen die Gewogenheit haben, gewiß.“

Der Herr Alster hustete wieder und holte tief nachdenklichen Angesichts ein Cigarrenetui aus der Tasche, um dem Referendar eine seiner piffeinen Havannahs anzubieten und sich selbst eine anzubrennen.

Doktor Wichtel beobachtete ihn unausgesetzt mit gespanntester Aufmerksamkeit. „Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist,“ sagte er, man hätte in Zweifel sein können, ob nicht mehr zu sich selbst, als zu Alster. Dann fuhr er fort: „Sie und mein Vater, Herr Alster, können wirklich nichts Klitzgeres und gleichzeitig Gemeinnützigeres thun. Es mangelt gegenwärtig an den Artikeln des Eisenbahnbedarfs. Die Rohmaterialien hingegen sind noch verhältnißmäßig billig, werden aber rasch genug im Preise steigen. Jetzt läßt sich noch gut und billig arbeiten und dabei immer noch ein tüchtiges Stück Geld verdienen. Es

gilt zuzugreifen; und das ist ja auch das beste Talent hervorragender Industrieller, daß sie die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen verstehen.“

Herr Alster mochte das als ein speziell an ihn gerichtetes Kompliment betrachten. Er nickte, offenbar sehr befriedigt, aber er hatte doch noch ein Bedenken. „Ich fürchte nur, daß ich mich mit meinem Kapitale zu stark engagire.“

„Mein Gott, da dürfen Sie, verehrtester Herr, doch gar keine Sorge haben. Die Aktien unserer Bahn sind doch so gut wie baares Geld, können also, wenn Ihre disponiblen Kapitalien erschöpft sind —“

Der Referendar sprach diesmal so langsam, als wenn er Herrn Alster möglichst ausgiebige Gelegenheit lassen wollte, ihn zu unterbrechen. War das wirklich seine Absicht, so erreichte er sie; denn Alster fiel ihm in's Wort:

„Ich wüßte nicht, daß ich gesagt hätte, meine disponiblen Kapitalien seien erschöpft, Herr Doktor!“

„Aber dann ist nur die eine Möglichkeit vorhanden, daß Sie ängstlich geworden sind, verehrtester Herr, und das hätte ich allerdings zuletzt annehmen mögen.“

Herr Alster erhob sich und warf die kaum angebrannte Cigarre ärgerlich zum Fenster hinaus. „Nein, ich bin auch nicht ängstlich. Ich möchte wissen, weshalb ich ängstlich geworden sein sollte. Ich werde das beweisen. Sie können mir morgen den Gesellschaftsvertrag zur Gründung der Fabrik für Eisenbahnbedarf vorlegen. Und ich bestehe darauf, daß mein Name in der Firma genannt wird, — ich will offen und frei die Verantwortlichkeit für dieses Unternehmen tragen.“

„Alster und Kompagnie“, lächelte der Referendar, „mag die Firma lauten.“

Herr Alster warf sich würdevoll in die Brust. „Warum nicht? Alster und Kompagnie.“

Die Wolke des Unmuths, welche sich auf seiner Stirn zusammengezogen, war zerstreut. Er reichte dem Referendar die Hand; dieser drückte sie mit respektvoller Verbeugung und mit einem Gesichtsausdruck, der wohl eine Art Nührung bedeuten sollte. —

Inzwischen war die Unterhaltung der Damen mit Fritz lauter nicht besonders vom Fleck gekommen. Wanda plauderte zwar in ihrer gewöhnlichen, harmlos lebenswürdigen Weise über allerlei ihr am Herzen liegende Dinge, aber Fritz wollte es doch nicht recht behagen, daß sie ihn heut mit Sie anredete, während sie neulich mit herzlichem Du für den unveränderten Fortbestand der alten Kinderfreundschaft Zeugniß abgelegt hatte. Und dann die gute, steife Frau Doktor Winter — wie sie achtgab, ob Wanda nicht ein wenig zu herzlich wurde, oder ob sich Fritz nicht etwa gar mehr erlaubte, als es so einem jungen Handwerker, der das Glück hatte, in noble Gesellschaft zu kommen, geziemte.

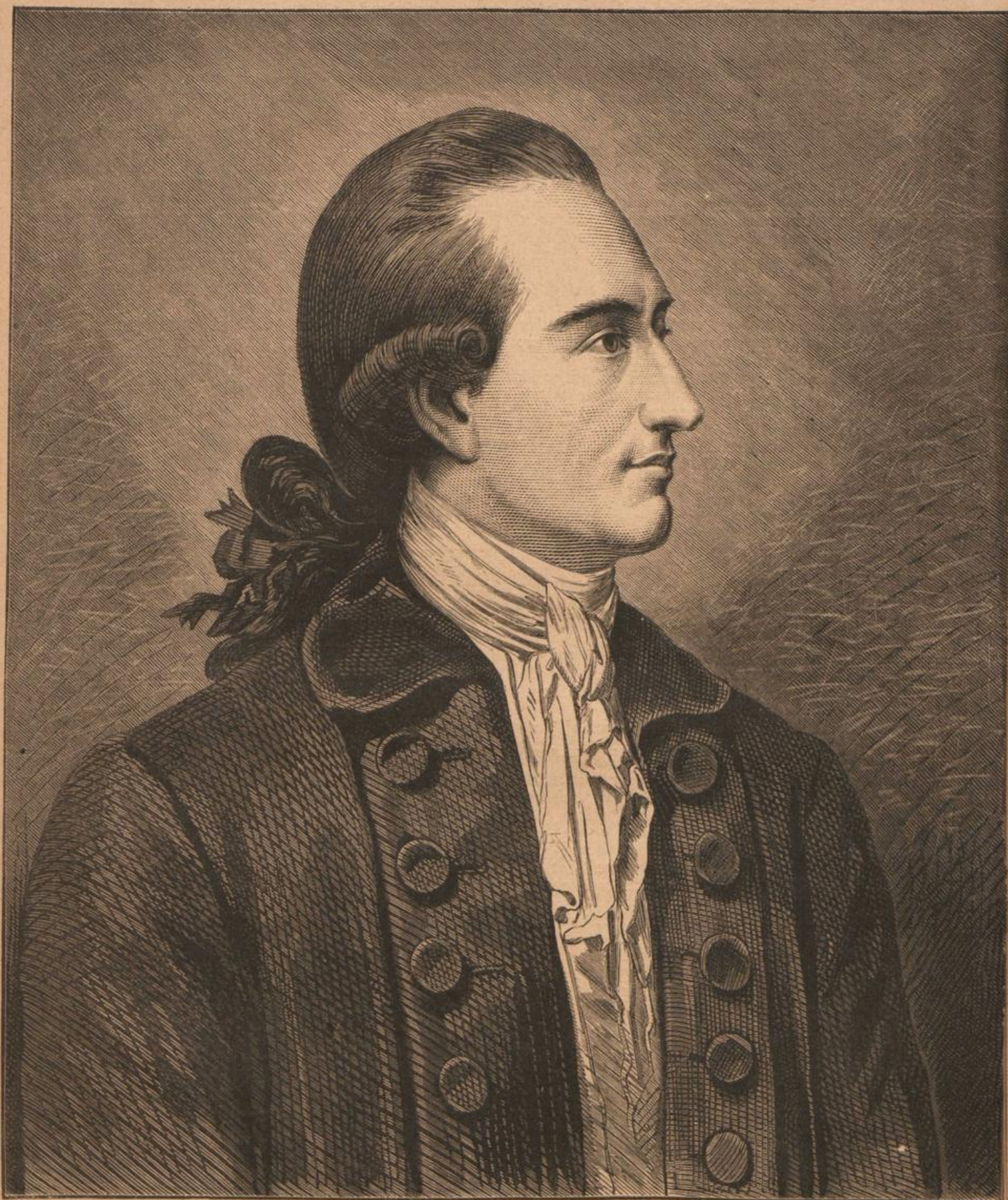
Daneben kam noch ein viel störenderes Moment in's Spiel. Wir wissen, daß Fritz so naiv gewesen war, den Gedanken zu hegen, er könne von dem reichen, angesehenen Herrn Alster erfragen, wie man sich verhalten, was man thun oder lernen müsse, um einem günstigen Geschick wenigstens nach Möglichkeit entgegen zu kommen.

Nun hatte ihm zwar das Benehmen Alsters vorläufig die Lust zu derartigen Fragen benommen, aber das Gespräch zwischen diesem und dem Referendar berührte grade einen Gegenstand, der offenbar an den Bereich der erhofften Zukunft angrenzte und vielleicht auch geeignet war, einiges Licht zu verbreiten über das Fritzens Verständniß verschlossen gebliebene Gebiet der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge.

Fritz hatte daher, so anmuthvoll auch Wanda's Stimme an sein Ohr schlug, immer nur halb gehört, was sie sagte. Die beiden Herren sprachen so ungeniert laut, daß er sich beinahe alles einprägen konnte, was sie sagten, wenn er auch nicht im Stande war, sich auf der Stelle — wie man zu sagen pflegt — einen Vers darauf zu machen.

Die kluge Wanda bemerkte bald, daß Fritz durch die Unterhaltung ihres Papas mit dem Doktor Wichtel in der Plauderei mit ihr gestört wurde. Erst wollte sie ihm das übernehmen, umsomehr, als sie selbst derlei Unterhaltungen sterbenslangweilig fand; dann aber sagte sie sich, grade so etwas Langweiliges könnte einem jungen, lebenslustigen Menschen, wie es der Fritz jedenfalls war, wenn er sein Ohr dagegen nicht zu verschließen vermöchte, auch die vernünftigste, gleichzeitig gepflogene Plauderei verleiden.

(Fortsetzung folgt.)



— Johann Wolfgang Goethe. —



Das Porträt der „Gnädigen“. (Seite 47.)

# Hamburg.

Von H. Mos.

## II.

Wie die äußere Erscheinung Hamburgs einen ganz besonderen Charakter und ganz merkwürdige Formen aufweist, so tragen auch die politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen ein für den Nicht-Hamburger fremdartiges Gepräge. Die Ueberreste aus den Zeiten der Hanja sind unverkennbar; sie haben sich theilweise sogar in den Benennungen einzelner Institutionen erhalten, wie ja auch die Stadt Hamburg selbst in der Staatsverfassung als „freie und Hanjestaadt“ bezeichnet wird. Dazu kommt die mittelalterliche Verquickung des Staats- und Kommunalwesens, — Hamburg ist Staat und Kommune zugleich; die Vertretung seiner Bürger ist zugleich Landesvertretung und Stadtverordnetenversammlung. Dies muß man im Auge behalten, wenn man richtig begreifen will, wie sich die Institutionen Hamburgs im Laufe der Zeit entwickelt und ihre gegenwärtige Gestalt angenommen haben. Als die Hauptsache dabei erscheint, daß Hamburg von jeher ein unabhängiges Gemeinwesen war und bis zu einem gewissen Grade noch heute ist.

Hamburg (eigentlich Hammaburg, von Hamd oder Hamma, was im Altfriesischen ein Stück Land, durch Flüsse oder Gräben begrenzt, einen eingedeichten und mit Wällen umgebenen Ort bedeutet) wurde zur Zeit der Kriege Karls des Großen mit den Sachsen gegründet. Fränkische Heerhaufen legten auf den Anhöhen am Elbufer ein befestigtes Blockhaus an, um den Uebergang über den breiten und reißenden Strom zu erleichtern. Um dies Blockhaus bildete sich nach und nach eine Stadt, die vermöge ihrer vortheilhaften Lage bald im Norden eine große Bedeutung bekam. Als sie im neunten Jahrhundert zum Erzbisthum gemacht wurde, gehörten in ihren Sprengel auch Island und der damals von den Normannen entdeckte und bevölkerte Theil von Grönland. Nach wechselvollen Schicksalen, während deren Hamburg zwar an Blüthe zunahm, aber bald diesem, bald jenem brutalen Gewaltthaber zufiel, erhielt die Stadt endlich von Friedrich Barbarossa einen Freiheitsbrief, der ihr eigene Gerichtsbarkeit, freies Weichbild, Fischfangrecht und Zollfreiheit zusprach. Diese „Zollfreiheit von Hamburg bis zum Meer“ hat bis heute gedauert; sie wurde nur durch Napoleons Kontinentalsperre unterbrochen. Heute ist sie allerdings mehr gefährdet als je im langen Lauf der Jahrhunderte. Diese Urkunde Barbarossa's verbrieft die Unabhängigkeit Hamburgs. Bei all' seinen merkwürdigen Schicksalen wußte sich Hamburg als ein unabhängiges Gemeinwesen oder als Freistaat zu erhalten. Allerdings beschäftigte man sich in diesem Freistaat mehr mit Förderung der Handelsinteressen, als mit Schaffung demokratischer Einrichtungen. Es blieb bei der bloßen demokratischen Form; Hamburg war und blieb eine Aristokratien- und Patrizierrepublik. Daher schwand die eigentlich republikanische Bedeutung Hamburgs mit dem Hanjabund; nachher war es bloß Handelsmacht. Es ist allerdings heute noch „Freistaat“, aber innerhalb der deutschen Reichsverfassung.

Die Geschichte Hamburgs bietet ein äußerst farbenreiches Bild von äußeren und inneren Kämpfen. Alle Drangsale und Katastrophen aber konnten den Aufschwung von Handel und Gewerbe nicht lähmen. Es bildete sich ein stolzes und trotziges Bürgerthum, das seine Stadt mit festen Wällen und Thürmen, seinen Leib mit Harnisch, Schild und Sturmhaube zu schirmen wußte und das die räuberischen Ritter des Nordens in manchem blutigen Strauß auf's Haupt schlug. Zwar gelang es den dänischen und schleswighischen Fürsten einigemal, die Stadt in ihre Gewalt zu bekommen, aber sie wußte sich stets wieder frei zu machen, theils durch Gewalt, theils durch Loskauf. Um sich gegen die Ueberfälle räuberischer Herzöge und Ritter zu schützen, schlossen die nordischen Städte im zehnten Jahrhundert jenen berühmten und gewaltigen Bund, die Hanja genannt, dessen Flotten auf allen damals befahrenen Meeren schwammen und die die Könige demüthigte, wenn sie die Städte oder deren Handel zu belästigen wagten. Hamburg und Lübeck waren die Seele dieser mächtigen Vereinigung, die weitaus die bedeutendste politische Erscheinung des Nordens zu jener Zeit genannt zu werden verdient. Die Hanja war ein demokratisches Gemeinwesen; und es tritt offenbar in der ganzen deutschen Geschichte keine so geeignete und vortreffliche Grundlage für eine deutsche Föderativrepublik zutage,

wie sie die Hanja gewesen. Wären unter den Führern der Hanja mehr Leute mit politischem Blick und mit kühnen Ideen gewesen, so hätte wahrscheinlich die Hanja eine Umgestaltung des größten Theils von Deutschland in eine föderative Republik nach sich gezogen. Aber die Führer der Hanja waren auch weniger Politiker als Kaufleute. Sie erblickten in ihrer Gemeinschaft einen mächtigen Schutz für ihre Handelsinteressen und weiter nichts. Sie schlugen Könige und verjagten Herzöge, aber sie vermochten nicht, ein staatliches Ganze herzustellen. Das föderative Band, welches die Hanja umschlang, war gar zu locker, und so löste sich der Bund im Laufe der Zeit wieder auf, der so Großartiges geleistet hatte.

Aber die Hanjestaädte blühten. Hamburg hatte sich 1189, nachdem Heinrich der Löwe seine Nebenbuhlerin Bardaviek zerstört, für 300 Mark die Quabern dieser Stadt angekauft und baute damit seine Wälle und Dämme. Von da ab war die Stadt stetig im Wachsen begriffen; 1311 zählte sie indessen erst 7000 Einwohner. Die Fehden, die sie führte, fielen durchweg glücklich aus. Die Seeräuber, welche den Handel sehr belästigten, wurden 1402 bei Helgoland von der hamburgischen Flotte geschlagen und ihr Führer, der schon erwähnte, in Liedern und Sagen gefeierte Klaas Störtebecker mit 72 Genossen auf dem kleinen Grassbrook hingerichtet. Die hamburgischen Frauen und Jungfrauen beweinten die „ritterlichen Seeräuber“ sehr, erzählt eine alte Chronik.

Aber es fehlte auch nicht an inneren Kämpfen. Lange Zeit verging, bevor die Rechtsverhältnisse einigermaßen geordnet werden konnten, denn die rohen Begriffe vom „Fausrecht“ waren theilweise auch in das städtische Leben übergegangen, und manchen Patrizier, dessen Schiffe alljährlich große Reichthümer brachten, gelüstete es, seine Mitbürger zu drücken, gleichwie den Bauern von den übermüthigen „Rittern“ und Krautjunkern geschah. Es herrschte in Hamburg eine anmaßende und tyrannische Aristokratie. Andererseits waren die Gilden und Zünfte gar stark geworden. Da die Aristokratie, d. h. die alten, erbgeerbten Geschlechter, nicht nachgeben und in ihrem anmaßenden Stolz dem Bürgerthum keine Rechte einräumen wollten, so kam es zu sehr heftigen Kämpfen. Hamburg hat in seiner Geschichte eine Menge von Aufständen zu verzeichnen, wovon wir nur zwei, den unter der Leitung des Böttchers Loh (1483) und den von 1693, der Aufstand der Mayerianer genannt, erwähnen wollen. In beiden handelte es sich um die Feststellung der Rechte des Bürgerthums gegenüber der Aristokratie. An diesen Bewegungen nahm das gesammte Volk theil und die Pfaffen spielten dabei die Demagogen, indem sie das Proletariat ganz vortrefflich aufzuheben wußten. 1483, in dem Aufstand unter Heinrich Loh, klagte ein Pfaffe, „den Großen sehe man alles nach, die Kleinen müßten Haut und Haar lassen, jene weicher zu betten, ihre Kredenzstiche mit Malvasier und Rheinwein füllen und Neunaugenleberpasteten verschlucken zu können.“

Wir können in dem engen Rahmen dieser Skizze nicht auf alle diese Bewegungen eingehen\*). Wir begnügen uns, darauf hinzuweisen. Wie im Innern die Zünfte und Gilden erstarrten, namentlich während der Zeit der Hanja, und wie innen, so wuchs auch nach außen die Macht Hamburgs. Die Hanja selbst wurde so stark, daß sie das mehrfach ihr angebotene Protektorat seitens der deutschen Kaiser ablehnen konnte. Die Hanja zerfiel erst völlig, als die großen modernen Staaten sich zu bilden begannen.

Das Verfassungsleben Hamburgs gipfelte in den sogenannten Rezeffen. Ein Rezeß bedeutet einen über öffentliche oder private Rechte und Gegenstände abgeschlossenen Vertrag zwischen Rath und Bürgerchaft. Diese Rezeffe stellten das Verhältniß zwischen den Klassen der Bevölkerung, sowie die Regierungsform und die Befugnisse der jeweiligen Regierung fest. Die Rechte wie Pflichten des Bürgers wurden festgestellt. Die Aristokratie war natürlich um ihre „erworbenen Rechte“ dabei stets besorgt und sie brachte es auch dahin, daß ihr diese „Rechte“ blieben. Die Rezeffe waren sehr häufig; 1712 wurde der sogenannte Hauptrezeß abgeschlossen,

\*) Wenn sich unter den Lesern der „Neuen Welt“ jemand für die Geschichte Hamburgs interessirt, so empfehlen wir ihm „Bernhard Wächters Historischer Nachlaß“, herausgegeben von C. F. Wurm (Hamb. 1839).

welcher die Grundlage zu der Kirchspielverfassung bildete, die bis 1848 in voller Geltung war und die erst vor zwei Jahrzehnten der Hauptsache nach abgeschafft wurde. Die Rezesse entsprangen aus den Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft, und mit ihnen beschwichigte man gewöhnlich auf eine Zeitlang die heftigen, aus den verschiedenen Interessen entstehenden Klassenkämpfe.

Nach dem Verfall der Hanse begann Hamburgs reinpolitische Bedeutung zu sinken, während sein Handel und sein Einfluß auf den Weltverkehr sich in stetem Wachsen befand. Merkwürdigerweise blieb Hamburg von den furchtbaren Greueln des dreißigjährigen Krieges verschont; wenigstens wurde es nicht unmittelbar in Mitleidenhaft gezogen. Ueberhaupt kann man nicht sagen, daß im 16., 17. und 18. Jahrhundert große Katastrophen die Stadt erschütterten hätten. Sie blieb auch infolgedessen unabhängig als Freistaat bestehen. Die Reformation war durch Buchenhagen eingeführt worden und der Protestantismus wurde ohne Feuer und Schwert zur herrschenden Religion. Die Anwesenheit der lockeren Königin Christine, die Prozessionirung und Hinrichtung der Rathsherren Schnitger und Jostrom, sowie einige kleinere Aufstände waren die einzigen Aufregungen in dem gleichmäßig sich entwickelnden Leben der alten Hansestadt. Der hamburgische Bürger erfreute sich im ganzen eines behäbigen Daseins; die arbeitenden Klassen standen sich besser als anderswo durch den ungeheuren Handelsverkehr, der die Arbeitskräfte im Preise steigen ließ. Das Kunstwesen hielt sich in Hamburg länger, als an den meisten anderen Orten, da es auf sehr breiter Grundlage errichtet war und man staatsseitig viele Aufmerksamkeit auf die Regelung des Gewerbewesens verwendet hatte.

1618 legte die Bürgerschaft dem Senat die Frage vor, ob die Verfassung aristokratisch oder demokratisch sein solle. Der Senat erklärte die Sache für einen „unnütz formirten Disputat“ und meinte, daß Democracia keinen Nutzen schaffe und leicht in eine Anarchiam degeneriren könne. Daß Extrema tentiret werden dürften, den statum hujus reipublicae zu alteriren, sei übrigens nicht zu befürchten. — Das letztere war allerdings richtig. Es war keine besondere politische Regsamkeit vorhanden und demokratische Bestrebungen wurden in neuerer Zeit sehr wenig fühlbar. Indessen machte sich stets eine Praxis geltend in politischen Fragen, die im Vergleich zu der Praxis anderer Städte und Staaten und mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse bis zu einem gewissen Grade human genannt werden konnte. Schon der flüchtige Hugo Grotius fand in Hamburg um 1634 eine Zuflucht; die gleiche Wohlthat erfuhren viele holländische und französische Flüchtlinge, die sich in Hamburg ansiedelten und zur Förderung und Ausbildung des Gewerbewesens beitrugen.

Die französische Revolution zu Ende des 18. Jahrhunderts wies Hamburg eine neue Rolle zu. Man weiß, daß jene großartige Umgestaltung sich nicht auf Frankreich beschränkte, sondern die Zustände der ganzen alten Welt veränderte. Die alten Handelsbeziehungen wurden durch die furchtbaren Stöße jener gewaltigen Bewegung erschüttert. Die Feindseligkeiten zwischen dem revolutionären Frankreich und den alten europäischen Staaten wurden bekanntlich auch in die Handelsbeziehungen hineingetragen, was später — unter dem ersten französischen Kaiserreich — zur Kontinental Sperre führte. Hamburg, wo sich viele Flüchtlinge aus Frankreich aufhielten, erregte den Zorn Bonaparte's, weil es irische Insurgenten an England auslieferte. Bonaparte erließ zwei höchst energische Noten gegen Hamburg und belegte dessen Schiffe mit Embargo. Eine demüthige Bitte des Senats konnte ihn nicht bewegen, die Verordnung zurückzunehmen. Der „petit caporal“ haßte die Kaufleute.

Man begreift, wie sehr solche Maßregeln auf den Handel Hamburgs wirken mußten. Frankreich bedurfte während der Revolution und noch lange nachher großartiger Kornzufuhren. Die Kornpreise stiegen dadurch in Frankreich und im Ausland. Aus Norddeutschland wurden solche Massen Korn nach Frankreich ausgeführt, daß in Hamburg und Umgebung Mangel an Korn eintrat. Die Kaufleute machten freilich ihren Profit, aber das Volk mußte Mangel leiden. Insofern wird das hamburgische Volk den Uas Bonaparte's nicht grade bedauert haben, wenigstens nicht so sehr als Kaufleute und Speculanten.

Bald nach der Niederlage Preußens bei Jena wurde Hamburg von den Franzosen besetzt und darauf dem napoleonischen Kaiserreich einverleibt. Hamburg hatte unter Napoleon viel zu leiden. Seit 1189 war es an einen freien Hafen gewöhnt. Napoleon hatte bekanntlich sich zum Ziele gesetzt, den englischen

Handel zu ruiniren, was ihm bei den ungeheuersten Anstrengungen und erorbitantesten Maßregeln nicht gelang. Sein Kontinentalsystem ruinierte wohl den Handel der ihm unterworfenen Länder, aber nicht den Englands. Napoleon hob zwar die Binnenzölle auf, wofür ihm die Deutschen sicher ebenso dankbar waren, als es ihnen spanisch vorkam, daß die „angestammten“ Herrscher nach Napoleons Sturz die verhassten Binnenzölle sofort wieder einführten. Aber an den Küsten brachte das napoleonische System ungeheure Schäden und Scheerereien mit sich. Hamburg, von wo stets ein Hauptverkehr mit England stattfand, litt sehr schwer unter der Kontinental Sperre. Es gibt noch alte Leute, die aus ihrer Kindheit sich erinnern, welche Aufregung in Hamburg herrschte, als infolge der strengen Dekrete Napoleons die englischen Waaren mit brutaler Gewalt konfisziert und auf öffentlichen Plätzen verbrannt wurden.

Diese Zustände und die mit dem napoleonischen Zollwächterthum verbundenen Scheerereien, die großen Verluste, die einzelne Geschäfte erlitten und durch welche viele Personen ihre Beschäftigung verloren, das in der That brutale Benehmen vieler französischen Offiziere und Beamten trugen dazu bei, daß die hamburgische Bevölkerung auf die Nachricht von Napoleons Rückzug in Rußland sich voreilig gegen die Franzosen erhob. Als diese mit Uebermacht zurückkamen, nahmen sie blutige Rache, und es fanden standrechtliche Hinrichtungen statt, die sich die hamburgische Bevölkerung hätte ersparen können, denn sie trat immerhin nur für die Interessen einer Anzahl Kaufleute gegen die Franzosen ein und nicht im Gemeininteresse. Dieses unkluge und voreilige Betragen zog den Hamburgern die Rache Napoleons auf den Hals. Die russische Hülfe war zu schwach und zu wenig energisch, um den Franzosen zu widerstehen; Lettenborn, der Hamburg besetzt und sich als „Befreier“ ausgespielt hatte, ließ die Stadt feigerweise im Stich und gab sie der Rache Napoleons preis. Dieser schickte den harten Davoust, der das bekannte Schredensregiment bis 1814 durchführte, der Stadt Millionen abpreßte und die nicht verproviantirten Einwohner in Noth und Kälte hinaustrieb, sodaß viele umlamen, wovon das Massengrab in Ottensen heute noch Zeugniß ablegt. Die Stadt, die nach den „Befreiungskriegen“ wieder Freistaat wurde, erholte sich bald von diesen schrecklichen Drangsalen und befand sich wieder in voller Blüthe, als der große Brand von 1842 zwei Drittheile Hamburgs in Asche legte. Die Spuren dieser schrecklichen Katastrophe sind heute noch da bemerkbar, wo die neugebauten Stadttheile an die Häuser alter Bauart stoßen. Infolge des Brandes sind die alten, finstern und engen Gebäude zum großen Theil verschwunden und haben modernisirten Bauformen Platz gemacht.

Das „tolle Jahr“ 1848 brachte Hamburg einen großen Vortheil, indem es den Anstoß zur Revision der Verfassung gab. Die Verfassung von 1712 war verrottet und unpraktisch geworden. An den allgemeinen Bewegungen in Deutschland nahm Hamburg lebhaften Antheil und man erfaßte die Gelegenheit, auch die inneren Angelegenheiten zu regeln. Die höchst unbequeme Thor Sperre gab Veranlassung zu einem großen Tumult; aber die Thor Sperre hielt sich bis in die sechziger Jahre.

Die Bewegung des Jahres 1848 rief in Hamburg die von den Bürgern gewählte Konstituante hervor, eine in ihrer Majorität demokratische Versammlung, welche den Auftrag hatte, eine neue Verfassung in's Leben zu rufen. Die Konstituante arbeitete eine gut bürgerlich-demokratische Verfassung aus, die aber vom Senat nicht publizirt wurde. Der Bundestag selbst schritt gegen die demokratischen Bestrebungen der Hansestädte diplomatisch ein. In Bremen war eine gut demokratische Verfassung eingeführt worden, die man aber mit Eintritt der Reaktion wieder umkrempelte.

So blieb in Hamburg trotz der revoltirenden Bewegung von 1848 die Patrizierherrschaft bestehen. Es entstanden indessen bald darauf die Verfassungswirren, die im Jahre 1860 mit Einführung der gegenwärtigen Verfassung abschlossen.

Aus dem Gesagten mag man begreifen, wie aus der Vergangenheit sich die Gegenwart entwickeln mußte. Die Hanse hatte diesem Gemeinwesen eine gute und feste Grundlage gegeben. Sie war so bequem, daß man in gewissen Kreisen sich gar zu „mollig“ darauf fühlte. Der Patrizier saß gar warm, und der Spießbürger, das liebe Gewohnheitsthier, will ohnehin vom Alten nicht lassen. Daher diese Ueberreste aus dem Mittelalter in den politischen Zuständen, die noch manches „Gute“ haben, aber nur deshalb, weil anderswo auch nichts Besseres zu finden ist.

# Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von A. Dittich.

Wie von Zeit zu Zeit in den Spalten der Presse das Ungeheuer der Seeschlange aufzutauchen pflegt und, theils Unruhe erweckend, theils zum Lachen reizend, die Leservelt in Aufregung versetzt, so scheint das deutsche Publikum auch dazu verurtheilt zu sein, nach einer Art Schicksalschluß regelmäßig in gewissen Zwischenräumen einmal durch einen Kriegsruf gegen die Fremdwörter in unsrer „teutschen Haupt- und Helden Sprache“ beunruhigt werden zu sollen. Beim Inkrafttreten der neuen deutschen Gerichtsordnung, welche am 1. Oktober dieses Jahres erfolgt, sollen möglichst viel Fremdwörter zum Tempel hinausgeworfen werden, nachdem „Seine Hervorragendheit“ der Generalpostdirektor Stephan auf dem seiner Pflege unterstehenden Gebiet die Kriegsart ausgegraben und einen Feldzug gegen das Ungeziefer der Fremdwörter eröffnet hat. Warum man statt Reinschrift bislang „Mundum“ zu sagen gehalten war, warum eine Rechnung durchaus Liquidation heißen mußte, dafür haben wir selbst freilich auch keine recht zwingenden Gründe zu erkennen vermocht, nichtsdestoweniger aber fühlen wir uns durch das zuweilen lächerliche Gebahren der Juristen oder Sprachreiner um jeden Preis oft genug abgestoßen. Im folgenden wollen wir nun in ruhiger Auseinandersetzung unsre Stellung zu dieser gewiß nicht ganz gleichgiltigen Frage klarlegen, und zwar indem wir einerseits weder der Ueberschwemmung der überlieferten deutschen Muttersprache durch allerlei Fremdwörterfluthen das Wort reden, noch aber auch andererseits den Vernichtungskrieg gegen alles Fremde in Sprache und Schrift gutheißen. Wir werden die ähnlichen Sprachreinigungsversuche früherer Zeit, welche auf literargeschichtliche Bedeutung Anspruch erheben dürfen, einer kurzen Betrachtung unterziehen und aus dem, was die Sprachvergleichende Forschung neuester Zeit festgestellt hat, das Geeignete und vielleicht für das Lesepublikum nicht Uninteressante, was hier einschlägt, mittheilen. Am Schlusse werden wir ein paar praktische Regeln anfügen, die nicht ohne Nutzen sein dürften: sie sind das Ergebnis eigener Erfahrung im Unterricht in der deutschen Sprache; sie dürften vielleicht durch ihre Einfachheit überraschen, ja am Ende selbstverständlich erscheinen: aber alle Wahrheit ist einfach, und selbst das allgemein als richtig Anerkannte, selbstverständlich Scheinende ist weit davon entfernt, praktische Wahrheit geworden zu sein und allgemein gethan zu werden! Man mache den praktischen Versuch, jenen Regeln zu folgen, und man wird vielleicht bei solchen kleinen Uebungen im Sprachdenken nicht nur Nutzen, sondern auch Vergnügen finden.

## I.

Wie schwer, oder vielleicht besser, wie unmöglich es für den Einzelnen ist, ganz original, oder brauchen wir das gute, alte deutsche Wort: ganz selbawachsen zu sein, wie jeder auf Vorfahren und Mitlebende angewiesen und in seinem Dasein durch sie bedingt ist, wird recht klar durch zwei goethe'sche Sprüche, die wir uns nicht versagen können, ganz herzusetzen, weil sie die Sache gar so treffend und liebenswürdig, wie es eben nur Goethe möglich war, aussprechen. Der eine lautet:

Vom Vater hab' ich die Statur,  
Des Lebens ernstes Führen,  
Vom Mütterchen die Frohnatur  
Und Lust zum Fabuliren.  
Urahnherz war der Schönsten hold,  
Das spudt so hin und wieder;  
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,  
Das zudt wohl durch die Glieder.  
Sind nun die Elemente nicht  
Aus dem Komplex zu trennen:  
Was ist denn an dem ganzen Wicht  
Original zu nennen?

So der Altmeister Goethe, der in vollendetster Weise Wissen und Können seiner Zeit in sich vereinigte, der außerdem andererseits so „genaturt“ war, nichts von außenher anzunehmen oder sich anzulernen, sondern alles als Samentorn in sich aufnahm und es hegte und pflegte und dann als reife Frucht, als Eigenes der Welt wiedergab. Und „wir anderen“? Sollten wir da bei in sich selbst vernarrter Originalitätsucht beharren? Da dient uns der Alte mit folgendem, etwas derben Sprüchlein:

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt,  
Nachtreten wäre eine Schmach!  
Hab' alles von mir selber gelernt!“  
— Es ist auch darnach!

Der isolirte, der ganz auf sich selbst stehende, nur aus sich selbst sich bildende Mensch im vollen Sinne des Worts ist nicht nur unmöglich, er ist sogar undenkbar und ein Unding. Wer mit offenen Augen und Ohren jahrzehntelang auf den Bogen des Lebens herumgetrieben worden ist und Kopf und Herz nicht an einer ganz verkehrten Stelle hat, der muß immer mehr zu der Ansicht kommen, daß selbst der Geringste einmal grade ihm unentbehrlich werden kann, daß also keiner zu viel ist und jeder zu gut ist, um vernichtet, um auch nur weggewünscht zu werden. Abgesehen davon ist auch unser höchstes Ideal, unsre höchste Aufgabe: die Darstellung vollkommenen, wahren Menschenthums durch das Individuum und in demselben garnicht erreichbar und lösbar. Vielmehr muß auch hier, wie im Materiellen, Technischen, Kollektivarbeit eintreten und die Gesellschaft sich des Problems bemächtigen; und zwar nicht eine nationalbegrenzte Gesellschaft genügt, die Aufgabe ist ja international, wie es von den Künsten und Wissenschaften, den Werkzeugen, derjenigen Thätigkeit, vermöge welcher die Humanitätsidee verwirklicht werden soll und muß, längst zugestanden und erkannt worden ist. Wir gehen weiter und behaupten: keine einzige Nation ist hier zu entwerthen! Denn jeder noch so entbehrlich scheinende Volksstamm, jedes rohste Naturvolk wirkt mit bei der Konstellation der allgemeinen Menschheitsverhältnisse, es formulirt mit unsre Aufgabe und es bedingt mit die Auswahl der anzuwendenden Mittel. Welche Kraft der Poesie, welche erhabenen, starken Leidenschaften, welche glänzenden Beispiele von Tapferkeit und Edelmuthe werden uns nicht von sogenannten Wilden oder Barbaren berichtet!

Der Leser wird unser weites Ausgreifen entschuldigen, aber diese Dinge müssen ausgesprochen werden, um jene Höhe des Standpunktes zu gewinnen, aus welcher allein solche Fragen, wie die uns beschäftigende, recht erfaßt werden können. Man kann sich nicht vermaßen, einen Ueberblick über den ganzen Kreis der zugehörigen Dinge und Begriffe zu haben, wenn man an einem Punkte der Peripherie kleben bleibt, ja, man hat über den Werth und die Bedeutung nicht einmal dieses Punktes ein Urtheil, wenn man ihn nicht als Theil der ganzen Kreisläche, sein Verhältnis als Theil zum Ganzen und des Ganzen zu ihm als Theil begriffen hat. Auf diesem richtigen Erkennen ruht alle Philosophie oder alle Weltweisheit, wenn wir das Wort verdeutschten sollen; und eine Unzahl von Irrthümern und eine Menge von Unrecht beruht darauf, daß man über dem Ganzen das Einzelne überfiehet, oder aber den Theil für ein Ganzes nimmt! —

Werfen wir nur einen ganz oberflächlichen Blick auf die geschichtlich bekannte Entwicklung des Menschengeschlechts, um zu sehen, wieviel die Nationen einander und wieviel wir Deutschen anderen Nationen verdanken. Wir bemerken, daß äußere und innere Eigenschaften und Verhältnisse die Vorbedingungen und Ursachen wurden, daß ein bestimmtes Volk in einer bestimmten Zeit eine besondere Einzelaufgabe erfaßt, sie zum Gegenstand höchstgeistiger Thätigkeit, ja zur nationalen Sache macht und in einer für weite Strecken in Raum und Zeit hin muster-giltigen Weise löst. Eine teleologische Geschichtsbetrachtung spricht dann wohl von der politischen oder von der kulturgeschichtlichen „Mission“ dieses Volkes, während thatsächlich die Völker auf Grund, als rein physischer erkennbarer, Voraussetzungen, die ihre Erfüllung finden, mit Hilfe gewisser besondrer Fähigkeiten und Neigungen bestimmte Seiten des äußeren oder inneren Lebens des Menschen besonders geschickt anfassen und sie bei günstigen Verhältnissen glücklich ausbilden. So sei nur auf die Plastik der Griechen, auf die Rechtswissenschaft der Römer, auf die Malerei des Cinquecento in Italien hingewiesen. Sollten nun die anderen Nationen, sollten wir die Ergebnisse jener Mühewaltungen, nur weil sie nicht auf unserm Boden erwachsen, ohne weiteres von der Hand weisen und nicht sie uns zu nütze machen? Das wäre gradezu unsinnig; es fällt niemanden ein, der ein vollkommenes Werkzeug oder Hausgeräth braucht, sich selbst erst alle jene Maschinen, von der einfachsten an bis zur komplizirtesten, mit denen das Gewünschte



hergestellt ist, selbst zu erfinden und anzuwenden. Niemand wird die Bewohner ganzer großer Landstriche Deutschlands verhungern lassen wollen, um nur die nicht einheimische Kartoffel aus dem Lande zu verdrängen. Jedes Gleichniß hinkt, aber etwas Aehnliches ist es, was auch in der vielleicht manchem Puristen vor-schwebenden sprachlichen Isolierung uns entgegentritt. Wie weit wir entfernt sind, unsre geliebte Muttersprache aufzugeben oder nur geringerschätzen zu wollen, das zu zeigen, werden wir im weiteren

Verlaufe noch satfam Gelegenheit haben. Zunächst wenden wir uns zu einigen allgemeinen Betrachtungen über das Wesen und das Leben der Sprachen überhaupt und zu den Schicksalen der deutschen Sprache insbesondere, soweit die Kenntnißnahme von diesen Dingen für unsere Erörterungen über die Fremdwörter unumgänglich nothwendig erscheint und soweit dieselben nicht im weiteren Verlaufe unsrer Abhandlung an geeigneter Stelle angedeutet werden können. (Fortsetzung folgt.)

## Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Vogler.

(Hierzu das Porträt Goethe's auf Seite 40.)

„... So hand er jung im Streite  
Bis in's Alter würdevoll  
Gegen Drachennachtgeleite,  
Das aus allen Eden schwoh.“  
Rückert.

Es könnte fast als ein müßiges Unternehmen erscheinen, heutigen Tages noch für eine belletristische Zeitschrift über Goethe, diesen Heros der deutschen Literatur, wenigstens was die Universalität seines Geistes anlangt, zu schreiben, es sei denn, daß es novellistisch gehaltene Schilderungen einzelner Episoden seines an innerem und äußeren Inhalt reichen Lebens wären, wie solche aus der Feder Berufener und Unberufener in fast zahlloser Menge vorhanden sind, und von denen leider gesagt werden muß, daß sie durch die Verbreitung schiefer und falscher Vorstellungen über den großen Menschen und Dichter in ihrer Mehrheit der Kenntniß desselben eher geschadet, als diese gefördert haben. Man betrachtet es heutzutage als etwas Selbstverständliches, daß jeder Deutsche, der lesen und schreiben kann, wenigstens oberflächliche Bekanntschaft mit dem Leben und den Werken Goethe's gemacht habe, und sogenannte Gebildete sehen es beinahe als eine Beleidigung an, wenn man es wagt, ihnen in dieser oder jener Hinsicht einen Mangel in ihrer Kenntniß der geistigen Thaten des Dichters nachzuweisen. Im Grunde ist das auch eine Folge der maßlosen Schmeicheleien, die man unserem Volke von gewisser Seite über seine „Bildung“ seither gesagt hat und vermittels deren ihm die richtige Selbsterkenntniß allmählich verdunkelt worden ist. Denn bei Lichte besehen, ist alles Fabeln und Fajeln über diese „Bildung“ eitel Humbug, der nichts weiter als die unerhörte Dünkelfhaftigkeit und Ignoranz des weitaus größten Theils unserer sogenannten Gebildeten gegenüber allen hohen Geistesinteressen und über die Begriffsfähigkeit des Augenblicks hinausgehenden Strebungen und Strömungen erzeugt hat. Und was nun im besondern die tiefere Kenntniß der Werke unserer Geistesfürsten und ihrer welthistorischen Bedeutung angeht, die man gemeinhin bei diesen Gebildeten voraussetzt, so ist dies vollends nur leeres Gesunkel und hohler Schein, was schon daraus augenscheinlich und greifbar hervorgeht, daß unser Volk, besäße es diese Kenntniß oder, sagen wir besser, dieses Verständniß der Ideen unserer geistigen Vorkämpfer und Lichterwecker, auf einer durchaus höheren Stufe der Bildung, und vor allem freierer Bildung stehen müßte, als es thatsächlich der Fall ist. Wir wollen nur einmal ernsthaft prüfen: wie viele in den sogenannten höheren Ständen besitzen denn wirklich eine hinlänglich richtige Auffassung unseres Lessing, Goethe, Schiller, — um nur die bedeutendsten unter den bedeutenden hervorzuheben, — wie groß ist die Anzahl derer in unserm sogenannten guten Bürgerstand, welche die Werke derselben auch nur einigermaßen genauer als oberflächlich kennen, — und nun vollends das niedere Volk, die große Masse, — wieviel hat man hier bislang von den Gedanken unserer hervorragenden Ritter vom Geiste gewußt? — Dank den Maximen unsrer Volksschule, Verstand und Gemüth der ihr Anvertrauten zum Theil mit unnützem Zeug zu belassen, anstatt ihnen große Vorbilder einzuprägen und die Körner ächter Weisheit darenin zu senken, dank vielfachen anderen Umständen, die man im Augenblick vielleicht nicht einmal beim richtigen Namen nennen darf: — soviel wie nichts!

Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, ist das Unternehmen, unter anderen großen und größten Geisteshelden, die dieses Blatt seinen Lesern in Bild und Porträt vorführt, den letzteren nun auch ein Lebens- und Charakterbild Wolfgang des „Großen“, wie man Goethe mit allem Fug genannt hat, vorzuführen, nicht bloß kein unnützes, sondern eine in hohem Grade

dankbare und sogar zeitgemäße Arbeit. Und dazu kommt noch ein anderer Umstand, der den Lesern vielleicht am besten in's Bewußtsein tritt, wenn wir hier, zu Anfang dieser Arbeit, die Worte anführen, mit welchen der englische Schriftsteller G. H. Lewes seine berühmte und zugleich beste Lebensbeschreibung unseres großen Landsmanns, dieses Muster biographischer Darstellung\*), beginnt. Sie lauten so:

„Der römische Geschichtschreiber Curtius erzählt, Baktrien sei zu gewissen Zeiten von Staubwirbeln verdunkelt worden, welche die Wege vollständig bedeckten und verschütteten, und die Wanderer, ihrer gewohnten Wegezeichen beraubt, hätten dann den Ausgang der Sterne abgewartet, zu leuchten ihnen auf dem düsternen Pfad. . . . Läßt sich das nicht auch auf die Literatur anwenden? Ihre Wege liegen ab und zu unter dem Schutt der Zeiten so vergraben, daß mancher müde Wanderer über den bedeckten Pfad sich beklagt. In solchen Zeiten thun wir gut, dem Beispiel der Baktrier zu folgen: hören wir auf, die Verwirrungen des Tages zu betrachten, wenden wir den Blick auf die großen Unsterblichen, die vor uns gewandelt sind, und suchen wir von ihrem Lichte Führung. Zu jeder Zeit sind die Lebensbeschreibungen großer Männer reich an Lehren, zu jeder Zeit mächtige Antriebe zu edlem Ehrgeiz gewesen. Zu jeder Zeit sind sie als Rüstkammern betrachtet worden für die Waffen, mit denen große Schlachten gewonnen werden. . . .“

Die Geschichte der Wiedergeburt der deutschen Literatur knüpft sich vornehmlich an die sechs Namen: Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller, denen noch der Name Kant hinzuzufügen ist, welcher der mit dieser Wiedergeburt verbundenen Aufklärung in Deutschland auf spezifisch philosophischem Gebiete den größten Vorschub leistete. Wenn Klopstock, Wieland, Lessing und Herder die deutsche Literatur vom Auslande emanzipirten und zu einer selbständigen gestalteten, so entfalteten die zunächst nachfolgenden Dichter auf diesem solchermassen vorbereiteten Felde die Fahnen des Fortschritts und halfen so, eine jener Epochen weiterzuführen, wie sie von Zeit zu Zeit „wie ein Frühling des Geistes über der Gesellschaft aufgehen“, und deren allgemein wiederkehrender Charakter ist, „daß alles, was Edles im Menschen, gegen die herrschende Lüge und Unterdrückung sich empört und daß die besten Kräfte energisch sich bemühen, das ewige Sehnen nach Erkenntniß, Freiheit, Schönheit und Glück, welches uns eingegeben ist, der Befriedigung wieder um einen Schritt näher zu bringen. An Homer, Shakespeare, Rousseau sich anlehnd und ihnen nacheifernd, hatten diese jüngeren Geister, wie Vob, Bürger, Hölty, Stolberg, Klingler, Lenz, Wagner u. a., alle das Bestreben, die einem fruchtbaren Regen gleich in die Zeit hineinfallenden befreienden Ideen zu beherrschen, in ihren Werken zum Ausdruck zu bringen und sie durch letztere den weitesten Kreisen mitzutheilen; dem Willen aber entsprach nicht immer die Kraft, das Gewollte zu vollbringen, den großen Gedanken mangelte nicht selten das geeignete Gewand, und so stellt sich die Geistesarbeit dieser Dichtergemeinschaft vorerst nur als ein kraftvoll auf das Ziel zusteuendes Ringen und Kämpfen nach Klarheit und Beherrschung der Gedanken dar, wodurch sich dieser Abschnitt der deutschen Literaturgeschichte eben als eine „Sturm- und Drangperiode“ charakterisirt. Erst Goethe und Schiller, beide in ihrer Jugend noch durchaus in dieser Sturm- und Drangperiode stehend und in ihren Erstlingswerken noch ganz den Charakter der letzteren offenbarend, sollte

\*) Goethe's Leben und Werke. Von G. H. Lewes. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. Julius Frese. 2 Bände. (Berlin, Franz Dunder.)

es gelingen, sich aus den Unklarheiten, Gegensätzen und Widersprüchen herauszuarbeiten und zu geläutertem Schaffen emporzuheben, indem jener mit einer bewunderungswürdigen Vielseitigkeit des Geistes mehr nach der rein ästhetischen Seite hin in durchaus freimüthigem Sinne auf die Entwicklung der Kunst einwirkte, während Schiller neben der Idee der Schönheit, der Freiheit der Kunst vollbewußt, das Ideal der gesellschaftlichen und staatlichen Freiheit vertrat. So haben die beiden jenen gewaltigen, tiefdringenden und weitreichenden Einfluß auf die gesammte geistige Entwicklung und Bildung ihrer Zeit geübt, der dieser letzteren mit vollem Recht die Bezeichnung eines Zeitalters Schillers und Goethe's eingebracht hat.

Daß beide aus dem Kern des Volkes stammten, ist männiglich bekannt.

Der Urgroßvater Goethe's war Hufschmied in dem Städtchen Artern in der damaligen Grafschaft Mansfeld; sein Großvater war Schneider und kam als solcher nach vollendeten Lehrjahren auf der Wanderschaft nach Frankfurt am Main. Den Grund zum Vermögen der goethe'schen Familie legte dieser durch seine zweite Verheirathung, die zugleich zur Folge hatte, daß er das Schneiderhandwerk aufgab und Gastwirth „zum Weidenhof“ in Frankfurt wurde. Als er im Jahre 1730 im Alter von 70 Jahren starb, hinterließ er zwei Söhne, von denen der jüngere, Johann Kaspar, der Vater unseres Wolfgang wurde. Dieser erhielt eine gute Erziehung, wurde Doktor der Rechte und kaiserlicher Rath, bereiste Italien und heirathete 1748 die Tochter des Schultheißen Textor, Katharina Elisabeth. Goethe's Vater wird als ein kalter, ernster, etwas pedantischer, aber wahrheitsliebender und grad-sinniger Mann geschildert; die Mutter vereinigte mit klugem Verstand und hoher Bildung ein überaus liebevolles, warm-führendes Herz, sie wird in der Literaturgeschichte als „Frau

Rath Goethe“ unsterblich bleiben, denn sie ist es gewesen, welche den bedeutendsten Einfluß auf die Entwicklung des großen Dichters, dem sie am 28. August 1749, Schlag 12 Uhr mittags, das Leben gab, geübt hat.

Es ist als ein besonders glücklicher Umstand zu bezeichnen, daß Goethe, der in der Taufe die Namen seines Großvaters mütterlicherseits, Johann Wolfgang, erhielt, grade das Licht der Welt zu Frankfurt am Main erblickte. „Die primitive Bedingung für die Eigenheit eines Menschen“ — sagt Karl Rosenkranz\*) mit Recht — „ist sein Geburtsland. Aus ihm geht mehr in ihn über, als er wissen kann. Goethe ist ein Mitteldeutscher, ein Westfranke.“ Frankfurt war die Hauptstadt des mittleren Deutschland, die Krönungsstadt des deutschen Kaisers, dazu ferner Reichs- und bedeutende Handelsstadt. „Es war reich an sprechenden Zeugen der Vergangenheit, Ueberbleibseln alten, deutschen Wesens, langsam verhallenden Nachklängen der Stimmen aus dem Mittelalter. Aber neben diesen mittelalterlichen Resten war in Frankfurt in gleichem Maße die Gegenwart vertreten. Die Reisenden, welche der Rhein und die großen Straßen aus dem Norden hinführten, machten es zu einer europäischen Stadt und zu einem Weltmarkte für den Handel.“ So vermochte diese Umgebung schon dem Kinde die nachhaltigsten Anregungen zu geben; das bedeutendste aber war, daß der stolze, unabhängige Sinn des frankfurter Bürgerthums jenes edle Selbstbewußtsein in ihm groß-nährte half, in welchem er später von sich sagen konnte: „Alles, was ich zu thun hatte, habe ich in königlicher Weise gethan; die anderen habe ich schwätzen lassen, und ich habe gethan, was ich für gut fand.“

(Fortsetzung folgt.)

\*) Goethe und seine Werke, 1847, S. 38.

## Zur Vivisektionsfrage.

Von Dr. A. Mühlberger.

Ein kluger Mann schrieb einst die Worte: „Als die übrige Welt stille zu stehen schien, fingen die Fische zu tanzen an.“ Er meinte damit das sogenannte „Tischrücken“, welches im Anfang der fünfziger Jahre zwar nicht die Fische, aber den Leuten die Köpfe verrückte. Die öffentliche Meinung, wollte er sagen, befaßt sich nur dann mit Nichtigkeiten, wenn ein Stillstand im geistigen Leben eines Volkes eingetreten ist. Wer hätte auch, wenn der Kulturstrom vorwärts drängt, Zeit oder Lust allen kleinen Kinnfallen nachzuspüren, die sich vom Hauptstrom aus millionenfach über Land und Volk ergießen? Wer könnte es wagen, das, was an sich klein, unbedeutend, nur auf spezielle Kreise beschränkt ist, künstlich zur großen, zur bedeutenden Frage emporzuschrauben?

Nun eine Nichtigkeit sind die Vivisektionen wohl nicht, aber es will mir scheinen, als ob der Lärm gegen sie mit Fug und Recht dieses Prädikat verdiene. Denn wenn etwas inhaltslos und leer ist, so ist es die Art und Weise, mit der diese Frage vom Baune gebrochen und zur großen, volksbewegenden Angelegenheit gemacht wurde. Ja, die Fische fangen wieder zu tanzen an! In jeder anderen Zeit wäre ein Pamphlet, wie das dresdener Nachwort, unbeachtet auf der Seite liegen geblieben, während die Gegenwart es fertig bringt, eine wirkliche Staatsaffaire daraus zu machen.

Wie immer, wenn Fanatiker eine Frage in die Hand nehmen, tritt die Sache selbst zurück und die Personen werden in den Vordergrund geschoben. Das rührende Mitleid für die armen Thiere, welche in unseren physiologischen Laboratorien zu Tode gemartert werden, hat sich denn bereits in einen wüsten Lärm gegen die verdienstvollsten Träger der Wissenschaft umgewandelt. Mit einer Rücksichtslosigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, wird dem Volke erzählt, wie sich der Gelehrte mit grausamer Wollust am Blute seiner Schlachtopfer weidet; mit raffinierter Detailmalerei werden die Qualen derselben geschildert und ungewöhnliche oder seltene Vorkommnisse als die Regel hingestellt. Wenn dann ein künstlich großgezogener sogenannter „sittlicher Abscheu“ in immer größere Schichten des Volkes eingedrungen ist, dann hält man den Zeitpunkt für gekommen, um das, was vordem ein frommer Wunsch war, nöthigenfalls zu einer gesetzlichen Vorschrift zu machen.

Es ist zum mindesten seltsam, eine Bewegung, die angeblich auf die sittliche Hebung des Volksgeistes gerichtet ist, damit zu beginnen, daß man durch einseitige Darstellungen und Uebertreibungen gegen eine ganze Klasse ernster und achtungswerther Gelehrter Haß und Verachtung predigt. Man wagt von „Folterkammern der Wissenschaft“ zu sprechen, als hätten die Träger der letzteren eine Freude an den Schmerzen, welche sie den Thieren zufügen. Man sieht nicht oder will nicht sehen, daß es der ganze sittliche Ernst wissenschaftlicher Forschung

ist, der es dem Gelehrten nicht scheuen läßt, selbst schmerzhaft Eingriffe in den thierischen Körper zu machen, die Herren, welche so sittlich entrüstet in die Welt hineinschreien, scheinen nicht zu wissen, daß die Vivisektionen keineswegs Annehmlichkeiten der wissenschaftlichen Forschung sind und daß niemanden die Frivolität des Dualens ferner liegt, als eben dem Physiologen, wenn er den Gesetzen des organischen Lebens nachspürt. Die große Menge, immer geneigt, das Schrecklichste für baare Münze zu nehmen, unfähig, den Zweck und die Tragweite solcher Eingriffe in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen, behält vom ganzen Lärm nur eines — Abscheu vor den Männern, die sich zu solchen Hantirungen bequemen. Und diese Stimmung ist der geeignetste Mutterboden, auf welchem dieser und anderer Fanatiker Pläne gedeihen können.

Ohne die „entsetzlichen Verbrechen“ selbst näher ins Auge zu fassen, welche man den modernen Naturwissenschaften imputirt, ist doch wohl die Frage gestattet, ob denn die Physiologen und Pathologen die einzigen Glieder der Gesellschaft sind, welche jene haarsträubenden Dinge treiben. Wo viele Mitschuldige sind, ist die Schuld des Einzelnen immer geringer gewerthet. Ist z. B. die Kastration unserer Hausthiere, ohne welche Landwirthschaft und Viehzucht überhaupt nicht bestehen könnten, nicht eine Vivisektion, die oft genug schmerzhafter ist, als die Experimente, welche in physiologischen und pathologischen Laboratorien angestellt werden? Warum liegt denn diesen gefühlvollen Herren gerade die „Wissenschaft“ so sehr am Herzen, und das, was alltäglich und unter aller Augen vor sich geht, wird geflissentlich überhört, die, und vielleicht auch nicht mit Unrecht, darauf hinweisen, ob man derartige am thierischen Körper einmal notwendige Operationen nicht wenigstens möglichst schmerzlos machen sollte. Die sogenannte lokale Anästhesie bietet bekanntlich die nöthigen Mittel hierzu dar. Nun, auch den wissenschaftlichen Vivisektionen stehen diese Mittel und in viel ausgiebigerer und besserer Form zu Gebote. Was aber noch viel mehr sagen will, die „Wissenschaft“ macht thatsächlich Gebrauch davon und bei der größten Zahl ihrer Operationen werden Morphiumeinspritzungen unter die Haut oder rein lokale Anästhetika, wie Aether u. a., verwendet. Wer seine Sinne, ehe er sich derartige Fragen vorlegt, vom Blutgeruche der „Folterkammern“ umnebeln läßt, der sieht die Dinge freilich nicht, wie sie sind, sondern nur als Spulgebilde einer über-reizten Phantasie.

Die Agitation gegen die Vivisektionen begnügt sich bekanntlich nicht damit, dem Volke die Gruel alle zu erzählen, die in jenen „Folterkammern“ verübt werden; sie geht noch einen Schritt weiter und beachtet der gläubigen Menge, daß derartige Eingriffe zu wissenschaftlichen Zwecken überhaupt „nutzlos“ und „ohne jeden positiven Gewinn“ seien. Ich denke, die deutschen Gelehrten hätten allen Grund, sich vor solchen Inspirationen gläubig zu biegen. Es war offenbar eine irrige Meinung der Wissenschaft, daß ihr selber das Recht zustehe, diejenigen Wege der Forschung einzuschlagen, welche sie selbst für zweckmäßig er-

achtet; sie glaubte irrtümlicherweise Herr zu sein, nicht bloß über die Richtung des Weges, sondern auch über die Wahl der Werkzeuge, die nöthig sind zu bahnbrechender Arbeit. Herr von Weber hat sie eines Besseren belehrt.

Es gibt nichts Merkwürdigeres als die Nerven, ja die Nerven unseres Zeitgeistes. In demselben Maße, in welchem die Fürsorge für das Genus pecus (Vieh) in den Vordergrund tritt, scheint diejenige für das Genus homo (Mensch) zurückzutreten. Als hätte die Welt nur über ein einzufürmaliges festes Maß von „Humanität“ zu verfügen und was dem einen gesendet wird, das müßte dem andern verloren gehen. Leute, die erzählen hören, daß da oder dort arme Thiere „von Wissenschaftswegen“ mißhandelt werden, gerathen in einen förmlich beängstigenden Gemüthszustand und wenn man einem ihrer zweibeinigen Mitbrüder „von Gerechtigkeit wegen“ den Kopf vor die Füße legt, so finden sie das ganz in der Ordnung. Wegen die angeblichen Peiniger der Thierwelt wird ein Kreuzzug gepredigt und wenn man heute wieder die Prügelstrafe einführt, so würde ein großer Theil dieser Prediger sich vor Bergnügen die Hände reiben. Wenn thierisches Blut in den Werkstätten der Wissenschaft vergossen wird, so bebt das Herz dieser edlen Männer vor Entrüstung, und die Frage, warum es geschieht und wie es geschieht, geräth schier in Vergessenheit; wenn aber menschliches Blut in „männermordenden“ Schlachten in Strömen vergossen wird, so gilt es für weichliche Sentimentalität, ob dieses Anblicks sein Haupt zu verhängeln, und der Zweck, um dessentwillen es geschah, löst alle Gewissenstrupel aus.

Aber ich will selbst annehmen, die für jeden Kenner der Verhältnisse einfach sinnlose Behauptung, die Vivisektionen seien ohne wissenschaftlichen Nutzen, sei thatsächlich richtig. Ist damit die Frage von der Berechtigung derselben auch nur im geringsten entschieden? Mit nichten. Daß Herr von Weber einen Hund oder eine Katze vorzuziehen von einem Menschen zu unterscheiden weiß, steht freilich fest. Aber an einem muß doch dieser modernste Denker irre werden und dieses eine wirft seine ganze ungeheure Gedankenarbeit über den Haufen. Könnte nicht morgen, könnte nicht heute schon irgend eine wissenschaftliche Frage von großer Bedeutung austauschen, die nun einmal nicht anders, als durch einen Eingriff ins lebendige Thier entschieden werden kann? Und wenn die Wissenschaft sich zur Beantwortung derselben anschiden will, sollte die Geseßgebung ein Recht haben, ihr den Weg zu versperrern und ein gebieterisches Halt zuzurufen? Was soll dann überhaupt dieser lächerliche Unterschied zwischen Thier und Mensch, aus dem diese Eiferer die Nutzlosigkeit der Vivisektionen ableiten wollen? Ist nicht das thierische Leben selbst schon ein der Wissenschaft würdiges Objekt? Kennt denn die Wissenschaft überhaupt einen Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in diesem mehr als naiven Sinne? Ist denn die geringfügigste Lebenserscheinung, selbst am niedrigsten Organismus, etwas anderes, denn ein gleichwertiges Glied in der unendlichen Kette der organischen Zusammenhänge?

Wenn eine Bewegung, wie diejenige, welche gegen die Vivisektionen gerichtet ist, in kurzer Zeit so große Dimensionen annimmt, so muß der Grund in allgemein krankhaften Zuständen der Gesellschaft gesucht werden. Hätten sich die Thierschutzvereine, statt allgemeiner Verdächtigungen und einer Agitation ins Blaue hinein, damit begnügt, konkrete Vorkommnisse ins Auge zu fassen und durch direkten Appell an die betreffenden Gelehrten etwaige Mißstände in der operativen Behandlung der Thiere zu beseitigen, so könnte einem solchen Vorgehen niemand seinen Beifall versagen. Jeder Gelehrte wäre ihnen gewiß gerne Red' und Antwort gestanden, ja hätte ihnen versprochen, unter voller Wahrung seiner Aktionsfreiheit, nach Kräften zur Abhilfe dieser Mißstände beizutragen. Gerade der vielverklärteste Schiff z. B. ist in dieser Richtung in edelster Weise vorangegangen. Sie hätten bei einem Besuche in den Werkstätten der Wissenschaft vielleicht einen kurzen Einblick in die Art der Thätigkeit, die drinnen waltet, bekommen und damit ihrem Gefühlsleben wahrscheinlich große Aufregungen erspart. Jedenfalls wäre die sogenannte „Folterkammer“ gleich beim ersten Anblick zu einer bloßen Hallucination zusammengeschrumpft. Wenn man aber ohne Wissen, ohne Kenntniß, nur mit Vorurtheilen ausgerüstet, eine Agitation in die Massen schleudert mit dem deutlichen Hintergedanken, sobald die Aufregung den richtigen Grad erreicht hat, an die Staatsgewalt zu appellieren, so kann eine solche Art des Vorgehens nicht scharf genug getadelt werden; jeder verständige Mann muß sich mit Entrüstung davon abwenden. Und hier ist der Punkt, wo diese Agitation gegen die Vivisektionen sich als echtes, unverfälschtes Kind seiner Zeit dokumentirt; hier ist der Punkt, der es überhaupt erst verständlich macht, wie diese in sich so nichtige und inhaltslose Bewegung in kurzer Zeit so große Kreise um sich ziehen konnte. Wir leben in einer Zeit, wo die Organe der Staatsomnipotenz beginnen und bereits ihre Schatten vor sich herwerfen. Ihr erstes Debüt ist den ökonomischen Fragen gewidmet und die nächsten Lustren werden uns die segensreichen Folgen dieses Beginns kund thun. Nun, wenn der Staat ausschließlicher Herr ist über die ökonomischen Zusammenhänge seiner Glieder und diesen Gliedern selbst schrittweise alle spontane Initiative entzogen wird, warum soll er nicht auch Herr sein — über die Wissenschaft? Heute verlangt man von ihm, er solle der Wissenschaft ihre Wege weisen, morgen wird er bereit sein, ihr auch das Ziel vorzustecken, das sie erreichen soll. An Händen, um die Barrieren festzunageln, wird es nicht fehlen.

Wir sehen also, daß die ganze Frage der Vivisektionen keineswegs bloß ein abstrakt ethisches, sondern ebenso sehr und noch vielmehr ein kulturhistorisches und sozialpolitisches Problem ist. In der geistigen Bewegung eines Volks ist nichts zufällig, und so wird man nach dem obigen leicht verstehen, daß dieser moderne, gegen die Wissenschaft gerichtete Entrüstungsschrei derselben Quelle entspringt, welche über unser ganzes öffentliches Leben ihre beschränkten Gewässer ausgießt und welche mit dem einen Wort „Rückschritt“ am deutlichsten benannt ist. Niemand wird leugnen, daß auch in den Werkstätten der Naturwissenschaft Mißstände zu beseitigen und Ungehörigkeiten abzustellen sind. Nichts ist vollkommen auf dieser Erde. Aber es steht ebenso unbestreitbar fest, daß die Wissenschaft in sich selbst sittliche Kraft genug hat, um allmählich solche Mißstände zu überwinden, vorausgesetzt, daß man ihr das nicht raubt, was sie zum Leben braucht — Lust, Licht und Freiheit, also jaßt das Gegentheil von dem, was eine unverständige Agitation erreichen will.

**Das Porträt der „Gnädigen“.** (Bild Seite 41.) „Wenn die Kage nicht zuhause ist, haben die Mäuse frei tanzen.“ Die Wichtigkeit dieses altbewährten Sprüchwortes aufs neue zu erproben, das ist die Aufgabe, die sich der Maler J. Voss gestellt, und die er, wie die Leser auf unserm Bilde sehen, trefflich gelöst hat. Die „Gnädige“, eine Jungfrau in den Jahren, von welchen es in der Bibel heißt, „sie gefallen uns nicht“, ist mit Pappi, ihrem Lieblichsmops, ausgefahren, und Susanne, dem Stubenmädchen, und Christian, dem Bedienten, bei der gründlichen Reinigung des Hauses aus dem Wege zu gehen. Christian und Susanne, die schon seit Jahren darüber eintig sind, über kurz oder lang ein Paar zu werden, waren stundenlang damit beschäftigt, das Unterste zu oberst zu kehren. Von dem Bann der gestrengen Gebieterin befreit, arbeiteten sie emsig unter Lachen und Singen, und hantirten mit Bürste und Besen, als ob sie des Hauses Meister wären. Bücher und Bilder, Vasen und Spiegel, Lampen und Möbel, kurz alles, vom Teppich bis zur Tapete, erglänzte im erneuten Schimmer, als ob die alte Jungfer Hochzeit machen wollte. Natürlich versäumten die vorwitzigen Dienstmleute die seltene Gelegenheit nicht, von den verbotenen Zimmerfrüchten zu naschen. Bald unterbrach Susannchen das Scheuern, um in des Nähkorbs Tiefen zu wühlen, bald stellte Christian das Klopfen ein, um seine Nase in unverschlossene Papiere zu stecken. Endlich war das Tagewerk vollbracht und das Päckchen raffete im Heiligthum des Hauses, im Bibliothekszimmer, wo die Vorfahren derer von Ruchsnappel im modernen Ahnenaal, im Album, absonderlich waren. Schippe und Vorstwich entfiel den müden Händen, aber desto schrankenloser sprudelte das feste Wort von bereitem Munde. Die dralle Susanne im koketten Morgenhäubchen, den etwas fleischigen Fuß im knappen Saffianschuh vorgestreckt, hat die verschobene Zwillichshürze zurechtgerückt und blättert mit Kennermiene in dem Album, während der verschämte Christian an des Hauses Freund' und Bettern seine giftige Lasterjunge wegt. Beim Anblick der Photographie der „Gnädigen“ erheben beide ein zwerchfellerschütterndes Gelächter und überhören das nahende Unheil. Während sie im besten Zuge sind, die „Gnädige“ mit der Zunge zum zweitenmale zu porträtieren, erscheint das Original lauschend hinter der Thür. Ihr Schoßhündchen hat während der Rundfahrt auf der Promenade zweimal gebustet, und die alte Jungfer, zu Tode erschrocken, befahl dem Kutscher, schnurstracks nachhause zurückzulehren, um dem süßen Pappi Kamillenthee kochen zu lassen. Susannens und Christians übermüthiges Geschnatter bewog die mißtrauische Alte, einen Hinterhalt aufzusuchen. Wie eine verderbenschwangere Gewitterwolke naht sie sich fast unhörbar auf den Beheimpigen. Hinter der halbgeöffneten Thüre lauschend, hört sie jedes Wort der beißenden Bemerkungen über ihre werthe Person. Jeden Augenblick ist sie auf dem Sprunge, um das frevelnde Gesinde zu züchtigen.

„Sieh nur, Christian, wie sie aufgepuyt ist,“ verjette Susanne und deutete hämisch lächelnd auf die Photographie der Herrin.

„Wie ein Schlittenspferd,“ erwiderte Christian und zeigte sein starkes Gebiß.

„Die Stirnlöcher sehen wie ein paar Fropfenzieher aus.“

„Ach finde, daß sie mehr aufgerollten Hobelspähen gleichen.“

„Und der Kopsputz — ein wahres Blumenbeet.“

„Sage lieber ein Treibhaus oder ein Gemüsegarten.“

„Sie hat die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, daß einer anbeissen wird.“

„Bei ihrer Magerkeit würde es schwer halten.“

Susanne warf einen selbstgefälligen Blick auf ihren üppigen Gliederbau und brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches Christian nicht minder laut einstimmt. — Doch was war das? Plötzlich verstummten beide, als ob ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel zwischen sie gefahren und einen Abgrund zu ihren Füßen geöffnet hätte. In ihrem Versteck räusperte sich die „Gnädige“ sehr ungnädig und trat mit unheilverkündender Miene in das Bibliothekszimmer ein. Tableau! Daß sich das drohende Gewitter entlud, ist wohl über allen Zweifel erhaben; ob sich aber infolge des „Einschlags“ Christian und Susanne in's Privatleben zurückzogen, um mit ihrem „Ersparnen“ ein eigenes Heimwesen, „frei vom Dienst“, zu gründen, darüber schweigt die Geschichte.

Von Klopstocks politischer Dichtung, des Dichters, über den im vorigen Jahrgang der „Neuen Welt“ ausführlich gesprochen worden, geben wir folgende Proben:

## Weissagung.

An der Eiche Sprößling gelehnt, von hellen  
Düften umhüllt, stand die Telyn\*); und schnell  
Erscholl sie von selbst; doch ich ließ  
Unerweckt sie mir erschallen.

Da entströmt' ihr rascher Verdruss, da zürnte  
Wirbelnd ihr Ton. Eisend ging ich und nahm  
Die Drohende, daß sie dereinst  
Zum Bergelt nicht mir verstummte.

Auch des Rosses Auge, des Hufs Erhebung,  
Stampfen des Hufs, Schnauben, Wiehern und Sprung  
Weissagten die Barden; auch mir  
Ist der Blick hell in die Zukunft.

Ob auf immer es lastet? Dein Foch, o Deutschland,  
Sinket dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,  
So ist es geschehen, so herricht  
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

Dem im Haine brauset' es her gehobnen  
Halses, und sprang, Flug die Mähne, dahin  
Das heilige Ross, und ein Spott  
War der Sturm ihm und der Strom ihm.

Auf der Wiese stand es, und stampft', und blühte  
Wiehernd umher; sorglos weidet' es, sah  
Boll Stolz nach dem Reiter nicht hin,  
Der im Blut lag an dem Grenzstein.

Nicht auf immer es lastet es! Frei, o Deutschland,  
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,  
So ist es geschehen, so herricht  
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

Ein anderes heißt:

## Unsere Fürsten.

Von der Palmenhöhe, dem Hain Siona's  
Kommen wir her, wir, des Harengesangs  
Geweihete, daß Christen noch einst  
Wir entflammen mit dem Feuer,

Das zu Gott steigt. Hier in dem Hain, wo Eichen  
Schatten, erschallst schön, Telyn, auch du,  
Wenn Schöne des Hergens voran  
Vor der Schönheit des Gesangs fliegt.

Mit Entzückung wall' ich im Haine der Palmen,  
Dichter, mit Lust, hier, wo Eich' und ihr Gran'n  
Uns dämmert, das Vaterland auch,  
Mich hinaufrief, ihm zu singen.

O, bekränzet froh euch das Haupt, Thuisons  
Enkel! Empfangt Braga's heiliges Laub!  
Er bringt es den Hügel herab:  
Wie es glanzvoll von dem Quell träuft!

Mit des Stolzes Tönen erschallt (Ihr wurdet,  
Dichter, sein Stolz!) Braga's freudiges Lied.  
Ihr tranket mit ihm aus dem Quell  
Der Begeisterung und der Weisheit.

Und ihr säumt noch? Singet ihm nach! Ihr sieget  
Ueber die Zeit! Deutschlands Fürsten, sie rief  
Kein Stolz, euch zu leiten, herzu;  
Und allein schwangt, was auch obstand,

Ihr mit edler Kühnheit euch auf. So werde  
Euch denn allein auch unsterblicher Ruhm!  
Der Name der Fürsten verweh',  
Wie der Nachhall, wenn der Ruf schweigt.

Aus dem Hain Thuisons entflieh' kein sanftes  
Silbergetön hin zum parisischen Maal;  
Das keiner besucht, und das bald  
In den Staub sinkt der Gebeine."

\*) Das Saiteninstrument der altnordischen Sänger.

O, wie festlich rauschet der Hain! Ich sehe  
Fliegenden Tanz; Braga führt den Triumph,  
Unsterblichkeit! ruft das Chor,  
Und der Hain ruft's in den Schatten.

„Pyramiden sanken: der Wanderer findet  
Trümmer nur noch; Lobsschrift, welche die Burg  
Des Fürsten nur kannte, sie schläft  
In dem Goldsaal, wie im Grabe.

Pyramiden, liegt ihr! Und schlaf, des Schmeichlers  
Wert in des Saals Gruft, nicht weckbar. Und naht  
Unsterblich des Genius Flug,  
Und die Kühnheit des Entschlusses

Von des Lohns Berachtung entflammt. Einst konntet,  
Fürsten, ihr's thun. Baut von Marmor euch jetzt  
Die Male, vergessen zu ruhn!  
Denn es schweigt euch in dem Haine."

**Nache eines Bernhardinerhundes.** Hunde haben ein ebenso  
treues Gedächtniß für Mißhandlungen wie für Freundlichkeiten, die  
ihnen erwiesen wurden. Eines der letzten Exemplare der edlen, nun  
ausgestorbenen Rasse der Bernhardinerhunde kam zu Anfang der vier-  
ziger Jahre im Alter von etwa vier Monaten in den Besitz des da-  
maligen österreichischen Staatskanzlers Fürsten Metternich. Der Hund,  
ein Geschenk der Stadt Bern, war damals schon so groß wie ein ge-  
wöhnlicher Pointer, nur daß er Pfoten hatte, die mit Varentagen kon-  
kurriren konnten. Der Hund wurde auf Schloß Königswart gebracht,  
wo zur Unterhaltung der Kinder des Fürsten Metternich auch ein Esel  
gehalten wurde, der tüchtig und böshaft war. Der Hund kam dem  
Esel einmal so nahe, daß er ihm unbequem wurde, und wurde dafür  
mit einem Hufschlag regaliert, der ihn bewußtlos zu Boden schleuderte.  
Der Hund erholte sich und schlich mit eingeklemmter Ruthe von dannen.  
Er brachte den Winter in Wien zu und kam ausgewachsen nach Königs-  
wart; er hatte nun den Ruf, ebenso sanft als groß zu sein, er war  
gutmüthig wie eine Taube und riesenhaft wie ein Bulle. Da kam der  
Tag der Nache. Man wußte nicht, daß er dem Esel seine Uebelthat  
heimzuzahlen trachtete, und führte den Langohr gefattelt und gezäumt  
in den Hof, wo der Hund sich sonnte; kaum aber ersah dieser seinen  
Beleidiger, so stürzte er sich mit wüthendem Gebell auf ihn und zer-  
fleischte ihn, sodasß jener nach wenigen Stunden verendete. I.

**Martin Luther** zeigte sich gelegentlich sehr intolerant. Zur Zeit  
der Wiedertäuferbewegung in Deutschland traf nach der Katastrophe  
von Münster alle Anhänger dieser religiösen Schwärmersekte, die sich im  
Reiche sehen ließen, die Todesstrafe, und nur Philipp von Hessen allein  
weigerte sich, dem Reichsgejeße gemäß Menschen blos darum hinzurichten,  
weil sie Wiedertäufer wären. Luther drückte ihm schriftlich seine Un-  
zufriedenheit darüber aus, und war auch bei dieser Gelegenheit mit der  
Anrufung des Teufels nicht sparsam. Philipp möge, schrieb er zuletzt,  
die Wiedertäufer doch wenigstens aus seinem Lande jagen; „denn“ —  
sagt er — „es ist des Teufels samen und haben wol zum ersten etwas  
schön scheins neben mit dem bösen für, doch weil es der liechte teuffel  
ist, wird zuletzt das Ende zu Münster draus.“ Ebenso naiv beant-  
wortete Luther an einer andern Stelle einem Einwurf, den ihm Philipp  
gemacht hatte: „Denn ob ich sorgen mocht, der Wolf, so in meinem  
Stall wirget, mochte in andern Ställen mehr würgen, kann ich ihn  
drumb unverjagt nicht lassen. Ein jeder hüte seines Stalls.“

Dr. M. B.

**Die Abnahme der Wälder in den Vereinigten Staaten.**  
Nach einer allgemeinen Schätzung ist während der letzten zehn Jahre  
in den Vereinigten Staaten eine Waldfläche von gegen 5 millionen  
Hektaren durch Ausrodung und Brand des Baumschnudes beraubt  
worden.

Dr. M. B.

## Redaktions-Korrespondenz.

**Hamburg.** G. I. Sie wollen wissen, was Galimathias heißt? Wir lassen  
Ihnen daran die Worte eines Mannes antworten, der es ganz genau gewußt hat. Dr.  
Joh. Christoph Gottsched schrieb vor 150 Jahren in seinem „Veruch einer Critischen  
Dichtkunst“, 1. Thl. 8. Hauptst. § 22: „Mit diesem Fehler der hochtrabenden Schreib-  
art (den Rhodius, Bombast oder Schwulst) ist sehr nahe das von vorerwähnten Nationen  
(den Franzosen und Engländern) sogenannte Galimathias, oder Konfens verwandt,  
welches nichts anderes ist, als eine ungerirnte und unverständliche Vermischung wider  
einanderaufender verblümter Redenarten, aus welchen es zuweilen unmöglich ist, einen  
Verstand herauszubringen.“

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Hamburg, von W. Mos. (II). — Ueber  
Fremdwörter im Deutschen, von M. Wittich. — Johann Wolfgang Goethe, von Dr. Max Bogler (mit dem Porträt Goethe's). — Zur Bivi-  
sektionsfrage, von Dr. A. Müllberger. — Das Porträt der „Gnädigen“ (mit Illustration). — Proben von Klopstocks politischer Dichtung. —  
Nache eines Bernhardinerhundes. — Martin Luther. — Die Abnahme der Wälder in den Vereinigten Staaten. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.